

gerium, somit ist es also die handwerkliche Seite des Dichtens, die man beherrschen muss. Für die Ideen und Bilder sind die Dichter zuständig. Ich komme von den Literaturwissenschaften und würde mich eher als Philologen bezeichnen. Ich hänge sehr an der Originalsprache, ein Dichter, der nachdichtet, geht das vielleicht etwas kühner an als ich. Das macht es auch spannend, wenn man unterschiedliche Übersetzungen nebeneinander legt.

2013 haben Sie den Karl-Dedecius-Preis für polnische und deutsche Übersetzer erhalten. Was hat sich seitdem für Sie verändert?

Dass ich öfter über das Übersetzen Sprache oder zu wissenschaftlichen Tagungen und Vorträgen eingeladen werde. Ein Freund von mir, der den Preis auch bekommen hat, hat mir erzählt, dass er zwei Jahre danach kaum Aufträge erhalten hat, und so etwas Ähnliches habe ich auch erlebt. Weil die Leute vielleicht denken, wenn der so einen Preis bekommen hat, dann macht der bestimmte Sachen vielleicht gar nicht mehr, weil es zu banal ist. Was natürlich nicht stimmt!

Welches polnische Werk muss unbedingt noch ins Deutsche übersetzt werden?

Es gibt kein Buch, von dem ich sagen würde, das muss jetzt unbedingt übersetzt werden, weil schon sehr viel übersetzt wurde. Aber es gibt immer wieder Autoren, von denen ich denke, dass sie zu wenig bekannt sind. Zum Beispiel meine absolute Lieblingsautorin, eine Zeitzeugin fast des gesamten 20. Jahrhunderts, die Dichterin Julia Hartwig. Von ihr habe ich im Studium gar nichts gehört, sie ist aber vom literarischen Rang genauso hoch einzustufen wie Wislawa Szymborska oder Tadeusz Rozewicz.

— Das Gespräch führte Andrea Lütkewitz. „Die (Un-)Sichtbaren“, Lesung und Gespräch in der Villa Quandt, Dienstag, 29. Oktober, 19 Uhr

Poesie mit Knalleffekt

Das Museum Fluxus+ zeigt neue Arbeiten des italienischen Künstlers Costantino Ciervo

Costantino Ciervo ist ein feingliedriger Intellektueller mit sensibel anmutenden Gesichtszügen. Der Italiener, der seit 30 Jahren in Berlin lebt, zeigt seit gestern im Museum Fluxus+ eine neue Auswahl seiner Kunstobjekte. Die teils performativen, teils installativen Werke entfalten bei näherer Betrachtung eine immanente Kraft, die sich jedoch nicht auf den ersten Blick erschließt. So beispielsweise eine Fotoserie zu von Terroristen ermordeten Politikern. „Liberateli Tutu“, was in etwa „befreit alle“ bedeutet, lautet der Titel der Fotoarbeit von 2012. Sie zeigt den 1961 geborenen Künstler in einer Pose, die auch der entführte italienische Politiker Aldo Moro auf einem Bild von 1978 einnahm, welches die Terroristen der Roten Brigaden von ihm machten.

Aldo Moro wurde ermordet wie auch der deutsche Arbeitgeberpräsident Hans Martin Schleyer. Auch von Schleyer gibt es ein Foto, das seine Entführer aufnahmen und der Öffentlichkeit zugänglich machten. Ciervo hatte sich ebenfalls in der Pose Schleyers inszeniert und die Fotoarbeit vor einigen Jahren auf der Kunstmesse Art Cologne gezeigt. „Das war natürlich eine Provokation“, sagt Ciervo. Kunst, Politik, Wirtschaft, das alles hänge zusammen. Ein Künstler, der auf dem Kunstmarkt agiere, von Wirtschaftskreisen gekauft werde, laufe Gefahr, zum Aushängeschild zu werden. Mit den provokanten Fotos hinterfrage er die Rollen von Täter und Opfer, die Spirale von Gewalt und Gegengewalt, und die Wirkung von Propaganda und Inszenierung.

Der Kreislauf von Geld und Macht und die Möglichkeiten, der Kunst eine andere soziale und vielleicht utopische Perspektive aufzuzeigen, interessieren den Italiener auch in anderen Werken. Beispielsweise bei dem Projekt „Sendprotest.com“. Der Name des Werkes ist zugleich eine Aufforderung an den Betrachter, an dem „partizipatorischen Kunstwerk“ teilzuhaben. An einer Wand in der Potsdamer Schau ist der QR Code zu finden, der eingescannt zu einer gleichnamigen App führt. Bei stabiler Internetverbindung kann der User mittels App Fotos von sozialen Missständen auf ein Portal laden, diese also mit anderen teilen. „Ich habe die App zusammen mit Internetspe-

zialisten entwickelt. Wir wollen hier Rassismus, Sexismus, Gewalt, Umweltverschmutzung und dergleichen dokumentieren“, so Ciervo. Auf dem Mobiltelefon des Künstlers taucht bei der Anwahl der Website unmittelbar ein Bild von einem mit Plastikmüll verschmutzten Strand in Afrika auf. Kunst kann auch eine revolutionäre Komponente haben, sagt Philipp John, Kurator der Ausstellung.

Ciervo inszeniert auch Performances, bei denen er jedoch meist nicht selbst als Akteur auftritt. Bei „Nationen und Grenzen sind langweilig“ beispielsweise ließ er einen Sänger und eine Sängerin einerseits den Namen einer Nation, andererseits die Zahl der Einwohner singen. Pa-

rallel dazu zerschnitten Akteure eine Installation aus Grenzbändern. Zum Schluss blieb der Klang der Namen und Zahlen. Die Grenzen hatten sich als sinnlose Schemen verflüchtigt. Hierzu ließ der Künstler auch entsprechende Kleidungsstücke mit Titel und Thema der Aktion bedrucken. Die Dokumentation der Aktion sowie die Kleidungsstücke sind nun in der Ausstellung zu sehen.

Abgesehen von ihrem politischen Gehalt, erscheinen Ciervos Objekte zunächst einem surrealen Geist verhaftet, dann unerwartet poetisch. Eine alte Singer-Nähmaschine etwa kombiniert der Künstler mit einem modernen Tablet, auf dem Wellen hin- und herschaukeln. Die poetisch anmutende Optik wird konträrkiert durch Zahlen, bestehend aus roten Fäden. Sie werden auf das Wasser gestickt. „Das sind die Daten des Todes von Flüchtlingen“, erklärt der Künstler.

Eine weitere Arbeit allerdings ist gewissermaßen reine Poesie, aber mit Knalleffekt. Auf eine Briefwaage hat Ciervo einen Monitor montiert, der eine herabfallende Feder zeigt. Nach einer Minute stoppt die Feder, sie trifft auf einen Widerstand: eine Glasscheibe. Diese zerspringt. Ein elektrischer Impuls sorgt im gleichen Moment dafür, dass der Zeiger der Waage ausschlägt. Federleicht sind die Werke von Ciervo selten.

RICHARD RABENSAAT

— Costantino Ciervo: „Out - Look“, Ausstellung bis 19. April, Museum Fluxus+, Schiffbauergasse



Gegensätzlich.

Während die Bewegung der Wellen auf dem Tablet nahezu poetisch wirkt, erinnern die Zahlen an den Tod derer, die in den Wellen ums Leben kamen.

Foto: promo

Joachim Zehner.

Vorangestellt ist dem Brahms-Opus die „Trauermusik“ von Witold Lutoslawski, in der stille Trauer und Resignation vorherrschen. Dunkle Streicherklänge, die sich zunehmend verdichten und langsam anschwellen, während sich Geigen in das monotone Schreien eines zunehmend geschärften Trauermarsches einmischen. Mit großer Eindringlichkeit beschwören die Musiker Erinnerungen eines dem Tode geweihten Menschen und kündigungsausdrucksstark und mit schroffen Einwürfen das nahende Ende an. Celloklang, der sich schließlich auflöst, beschreibt jenes unausweichliche Verlöschen.

Fast nahtlos folgt der mit feierlichem Ausdruck musizierte erste Satz „Selig sind, die da Leid tragen“ – eine weiche und besänftigende, in Klangwonnen schwebende Botschaft. Homogen und textverständlich tönt der Chor, dem die tröstenden Betrachtungen genauso überzeugend gelingen wie die freudigen Aufschwünge und kraftvollen Ermunterungen der folgenden Sätze. Geheimnisvolles erklingt in der tiefgründig lotenden Ausdeutung des zeichenpräzisen Dirigenten mit gebotener Zurückhaltung, aber enormer Innenspannung, Kraftvolles mit packender Intensität. Wie beim unerbittlich schreitenden Trauermarsch „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras“, der sich in einem fulminanten Fortissimo-Aufschrei entlädt. Genauso wie bei der herausgeschleuderten Frage „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“.

Kraftvoll und klar, mit dem metallischen Timbre seines markanten, auf festem Fundament ruhenden Baritons singt Bernhard Hansky seine bewegenden Bitt- und Trostgesänge. Dagegen lässt die Sopranistin Antje Rux in ihrem Solo „Ihr habt nun Traurigkeit“ jegliche schwebende Leichtigkeit und lyrische Leuchtkraft vermissen – eine glatte Fehlbesetzung. In stillem Gedenken geht das ergriffene Publikum auseinander. PETER BUSKE